

Übersetzen

August-Dezember 2007 • 41. Jahrgang • Nr. 2

Rosemarie Tietze

Zehn Jahre Deutscher Übersetzerfonds

Begrüßungsrede zum Jubiläumfest am 20. und 21. September im Literarischen Colloquium Berlin

Vor zehn Jahren war der Deutsche Übersetzerfonds ein Beschluß auf Papier, die Vereinsgründung einiger Optimisten, zwar begleitet von viel Wohlwollen, doch die Skeptiker unkten: Nie werdet ihr in diesen Sparzeiten zu Geld kommen!

Heute, zehn Jahre später, ist der Deutsche Übersetzerfonds aus der Landschaft der Kunst- und Kulturförderung nicht mehr wegzudenken. Wir haben einen ganzen Garten vielfältiger Förderungen angelegt, haben innerhalb von neun Jahren 535 Stipendien (fast anderthalb Millionen Euro) an Literaturübersetzer vergeben, haben in 46 Seminaren und Werkstätten, von uns konzipiert und finanziert oder von uns unterstützt, eine »Akademie der Übersetzungskunst« ins Leben gerufen, und unsere Veranstaltungen hier im LCB sind zu Ereignissen geworden, die »man« sich nicht entgehen läßt. Viele Menschen und Institutionen haben uns diesen Weg durch Rat und Tat und Finanzmittel ermöglicht, manchmal auf überraschende, beispiellose Weise: ihnen zuallererst gilt unser Dank. Die Begehrlichkeit mag noch nicht aus unseren Augen gewichen sein (Sie werden es uns nachsehen), aber das Jubiläum haben wir *auch* zu Lob und Preis unserer Freunde und Förderer so groß gestaltet; nun geben Sie uns den Dank bereits zurück, da Sie uns durch Ihr Erscheinen einen Geburtstag feiern lassen, wie er prächtiger nicht sein könnte.

Künftigen Literaturhistorikern bleiben die Recherchen vorbehalten, wie viele Werke fremdsprachiger schöner Literatur ohne unsere Unterstützung gar nicht – oder nicht in dieser Qualität – auf Deutsch hätten erscheinen können. Die finanzielle Hilfe ist das A und O, doch für die Übersetzer zählt nicht nur sie. Wer sich beim Deutschen Übersetzerfonds bewirbt, weiß, da wird »hingeguckt«, wird ernsthaft geprüft, und falls wir ein Stipendium vergeben, einen Seminarplatz zusprechen, ist das dem Übersetzer zugleich Anerkennung und Ansporn. Im Literaturbetrieb finden ja immer seltener Lektoratsgespräche statt, der Übersetzer »produziert« oft für eine Black Box; die

Honorar- und Vertragsverhältnisse waren bekanntlich nie rosig, in jüngster Zeit sind sie eher trostlos. Der Französischübersetzer Josef Winiger, ein allseits geachteter Kollege, hat es kürzlich so formuliert: »Gäbe es nicht den Übersetzerfonds, ich hätte längst das Handtuch geschmissen.« Daß Sie, Herr Bundespräsident, als Ehrengast zu uns gekommen sind und damit, was Bundespräsident Herzog 1997 in Biberach begonnen hat, zu einer schönen Tradition werden lassen, daß Sie, Herr Staatsminister, uns nicht nur durch Ihr Haus vielfältig unterstützen, sondern hier auch reden werden, daß dank Frau Pfeiffer-Poensgen der Beitrag der Bundesländer zur Übersetzerförderung zur Sprache kommt, daß Umberto Eco mit seiner Festrede uns einen seiner seltenen Auftritte in Deutschland schenkt – das ehrt und rührt nicht nur uns vom Deutschen Übersetzerfonds, es ist ebenso eine Ermutigung für jeden einzelnen Literaturübersetzer. Auch dafür danken wir Ihnen von Herzen.

Das Übersetzen ist die Kunst unserer Zeit. Na ja, mögen Sie jetzt denken, da redet sie aber sehr *pro domo*, oder, wie das in der schönen Konkretheit meiner Zweitsprache, im Russischen, heißt: »Jede Schnepfe preist ihren Sumpf«. Natürlich habe ich Argumente.

Zuerst gemerkt haben es die Schriftsteller. Neuerdings werden Übersetzer häufig zu Romanfiguren, von Javier Marias' Erfolgsbuch *Mein Herz so weiß* bis zum letzten, noch unübersetzten Roman von Ljudmila Ulizkaja. Als Metapher ist »Übersetzen« alt, heute hat die Metapher regelrecht Konjunktur, in Psychoanalyse oder Medientheorie, oder wenn Jürgen Habermas von der Zivilgesellschaft als »Übersetzungsgemeinschaft« spricht. Wovon zeugt diese Konjunktur?

Wer sich mit den gängigen Globalisierungsklischees nicht abfinden mag, wen Unbehagen beschleicht, wie es in Zukunft um die Vielfalt der Sprachen und Kulturen steht, wer sich um kulturelle Ökologie sorgt, für den verschiebt sich zwangsläufig die Achse des Blicks, es wird auf einmal die Vermittlung wesentlich, der Zwischenraum; was passiert beim Übergang, was verändert sich und was bleibt, wie sehen die Wege aus, die von einer Kultur zur anderen führen? Und in diesem – oft ausgeblendeten – Zwischenraum trifft der neugierige oder besorgte Zeitgenosse auf *uns*.

Liebe Leserinnen und Leser,

nach zehn Jahren Redaktionstätigkeit verabschiede ich mich mit dieser Nummer von Ihnen/euch und *Übersetzen*. Ich danke allen, die im Laufe der Jahre Artikel, Rezensionen und Anregungen beigesteuert und die Zeitschrift auf diese Weise mitgestaltet haben.

Übersetzen wird künftig nicht nur unter einer neuen Redaktion, sondern auch in veränderter Form erscheinen. Ich wünsche unserer neuen Zeitschrift viel Erfolg!

Kathrin Razum

Übersetzer sind Fachleute der Verwandlung. Was wir tagtäglich ausprobieren, abwägen und durchführen, die Umwandlung der Mikroeinheiten von Wörtern und Sätzen in adäquate, aber keineswegs identische Sprachgebilde, das taugt für viele Bereiche als Modell der Transformation. Übersetzen ist eine uralte Kulturtechnik, doch heute drängt die Zeit mehr denn je dazu, sie zu beobachten und zu beschreiben.

Wir wollen in diesen zwei Tagen solche Modelle aufscheinen lassen, wollen Traditionslinien ziehen und an das geistesgeschichtliche Umfeld erinnern (wem ist schon bewußt, in was für eine grandiose Geschichte das Literaturübersetzen hierzulande eingebettet ist), wir wollen dem Thema Metamorphosen nachspüren, Fäden spannen zu anderen Künsten und vorführen, welche performance-reife Potenzen im Übersetzen stecken, erkenntnisfördernde Show-Effekte, von denen viele von Ihnen bestimmt nichts ahnen.

Ein letztes. Was wäre ein Geburtstag ohne Überraschungen. Der Deutsche Übersetzerfonds hat sich selbst ein Geburtstagsgeschenk gemacht. Wir können eine weitere Utopie verwirklichen, wieder dank der Hilfe durch Ihr Haus, Herr Staatsminister, und dank der Aufgeschlossenheit der Freien Universität Berlin. Am Peter-Szondi-Institut für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft wird von nun an, jeweils im Wintersemester, ein renommierter Literaturübersetzer die neue August-Wilhelm-von-Schlegel-Gastprofessur für Poetik der Übersetzung wahrnehmen. Übersetzerfonds und FU haben damit die erste Gastprofessur für Übersetzungspoetik im deutschsprachigen Raum geschaffen – womöglich sogar weltweit.

*Rosemarie Tietze ist Vorsitzende
des Deutschen Übersetzerfonds*

Karen Nölle

So mag man Übersetzer sein

Das Jubiläumsfest des DÜF

Es war ein richtiges Fest, feierlich, beschwingt und schön. Illuster. Mit glücklichen Gastgeberinnen und begeisterten Gästen. Bei goldenem Spätsommerwetter. Die mächtige Eiche im Garten des LCB zelebrierte die Fülle, indem sie auf die Menschlein unter ihr reife, harte Früchte warf. Da gab es schon mal ein Stirnrunzeln, einen konsternierten Blick nach oben. Während sonst nichts die Freude trübte.

Festakt in Anwesenheit des Bundespräsidenten:
Donnerstag, 18 Uhr

Beschwingt herbeistrebende Übersetzer und andere Büchermenschen, Namenskontrolle, im gut gefüllten Saal frohgespannte Erwartung. Zur Begrüßung stellte Rosemarie Tietze in einer Festrede stolz die Leistungen des Übersetzerfonds dar. Ein imposanter Katalog, nachzulesen in der Broschüre »Deutscher Übersetzerfonds 1997-2007«, in der die Entstehung und Entwicklung des Fonds, der Förderbereich Stipendien, die Akademie der Übersetzungskunst in Wort und Zahl dargestellt sind. (Die Broschüre ist im Internet unter www.literaturuebersetzer.de und www.uebersetzerfonds.de herunterzuladen.)

Es folgten Grußworte des Staatsministers für Kultur und Medien Bernd Neumann und der Generalsekretärin der Kulturstiftung der Länder Isabel Pfeiffer-Poensgen, die mit der Nachricht beglückte, dass am Peter-Szondi-Institut für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft in Berlin eine neue Professur eingerichtet werden soll – die August-Wilhelm-von-Schlegel-Gastprofessur für die



*Frank Günther spricht vor illustrem Publikum.
Foto: Tobias Bohm*

Poetik der Übersetzung, zunächst für zwei Jahre, dann werde man weitersehen. Der Bundespräsident schwieg, das Publikum begriff den Unterschied zwischen einem Festakt mit und einem Festakt in Anwesenheit von. Hierarchie muss sein, schließlich gibt es ja auch Orden mit maschinengesticktem und solche (einen) mit handgesticktem Adler.

Im Programm, ebenfalls nachzulesen auf den obigen Internetseiten, standen weiter ein Vortrag des großen Umberto Eco, dem zuzuhören zwar eine Freude war, Gewicht und Habitus der Rede dem Ereignis wohl angemessen, aber der den Praktikern im Publikum eigentlich nur bestätigte, dass sie, wo es wichtig ist, genau zu sein haben, weil man sich an der Substanz eines Textes nicht vergehen darf, dass sich aber bei Klang, Details, Beiwerk Spielräume auftun, die ein Übersetzer mit dem Text aushandeln darf. Trotzdem schön.

Erregend, zum Hellwachwerden waren die kommentierten Klaviereinlagen von Stefan Litwin. Ach, könnte man doch zurückspulen und alles noch einmal hören, ach, hätte er doch länger spielen dürfen! Litwin gab einen kleinen Einblick in die Auslegungsarbeit, die er sich als Interpret macht, um für zu spielende Stücke Tempo, Betonungen, Klangfarbe, Übergänge, Lautstärken zu bestimmen, und demonstrierte, indem er die Stücke anspielte, den Reichtum, den Kunstwerke gewinnen können, wenn der Interpret um Gehalt ringt. Wie ließe sich über ähnliche Arbeit reden, übertragen auf das Instrument der Sprache?

Zum Schluss zur Auflockerung Frank Günther, Übersetzer sämtlicher Dramen von Shakespeare, ein Werk von dreißig Jahren, das kurz vor der Vollendung steht. Lässig am Rednerpult lehnd – es muss geschauspielerte Lässigkeit gewesen sein, denn der Text saß bis in die kleinste Formulierung – führte er vor, welche verschlungene Wege er gehen muss, wie

viel Auslegung hinter seinen Übersetzungen steht, und schaffte es dabei, dass sich alle vor Lachen schüttelten. Als zu guter Letzt verkündet wurde, dass er in diesem Wintersemester der erste Gastprofessor für die Poetik der Übersetzung am Peter-Szondi-Institut der FU Berlin sein wird, war der Beifall groß.

Übersetzertag, ganztägig Freitag, ab 10 Uhr

Es begann wie ein Symposium. Am Vormittag, aufgeteilt in zwei Gesprächsrunden, vier Vorträge plus Diskussion unter Beteiligung von Umberto Eco als Gast. Auch diese Beiträge werden sämtlich nachzulesen sein, in »Sprache im technischen Zeitalter« Nr. 184, Dezember 2007, (www.spritz.de). Motto des Ganzen: *Übersetzungskultur – was sie prägt, was ihr fehlt. Wir schürfen tief, decken Kulturschichten auf, die beim Thema Übersetzen selten gesehen werden, und mauern weiter an unseren Fundamenten.*

Den Anfang zur ersten Runde *Über die (versteckten) Prägungen* machte der Berliner Sprachwissenschaftler und -philosoph Jürgen Trabant mit »Von Kratylos zu Agamemnon« über das Übersetzen in sprachphilosophischer Sicht. Ihm folgte Sibylle Lewitscharoff mit dem dichten Prosatext »Botschaftsverkehr zwischen Oben und Unten«, Untertitel: »Übersetzen, Kommentieren, weitererzählen: Wie die göttliche Offenbarung den Menschen erreicht.« Ausgehend vom Urbild des Hörens und Empfangens von Wahrheit eine packende Reflexion über das Verstehen und Auslegen und Selbersagen beziehungsweise über »Offenbarung als Medium genuinen Textverständnisses« (NZZ) mit

gedanklichen Brücken zum Übersetzen – »Ohr und Mund sind dabei wichtiger als das Auge« –, die zum Weiterdenken einladen. Zu ihrer und einiger Hörer Enttäuschung wurde in der Diskussion danach lediglich über die Möglichkeit von Kommunikation mit Extraterrestriern geplänkelt. Was tun, um sich verständlich zu machen, wenn wir einem Marsmännchen begegnen! Man möchte fragen:

Ist Tieferschürfen doch irgendwie – äh – anrühlich?

Zweite Runde: *Über die Rohbauten*. Unter der Überschrift »Demut plus Übermut« machte Werner von Koppenfels historische Anmerkungen »zu einem unmöglichen Metier«. Und Denis Scheck umkreiste Kriterien einer perfekten literarischen Übersetzung und ging dabei auf Möglichkeit und Unmöglichkeit der Übersetzungskritik ein.

Anhaltender Beifall, Mittagessen.

Ab 17 Uhr dann das Fest zum Fest, der Höhepunkt der Feierlichkeiten, genüsslich und sehr liebenswert-

souverän von dem Moderatorenpärchen Rosemarie Tietze und Ulrich Blumenbach begleitet. *Babeliaden: Kreative Umkreisungen des Übersetzens. Übersetzer sind Steigbügelhalter der Musen. Können sich Polyhymnia, Terpsichore und ihre Schwestern mit Hilfestellungen revanchieren?*

Die Lachmuskeln strapazierten Claus Sprick und Gunter Böhnke. Frank Heibert sang. Frank Günther führte mit Hilfe von fünf Sirenen eindrücklich den Neuübersetzer vor, der an der Lektüre seiner Vorläufer verzweifelt. Thomas Stegers und Cornelia Holfelder-von der Tann hatten Kunst mitgebracht und im Saal ausgestellt; sie erzählten von ihrem Verhältnis zum Schaffen wortloser Werke als Ergänzung zum ewigen Nachschöpfen. Miriam Mandelkow und Isabel Bogdan stiepten »Über die allmähliche Verfertigung des Textes beim Tanzen«.

Es war erhellend, lustig, bewundernswert – erhebbend. Wenn Übersetzer so sind, ja, dann mag man auch einer sein.

Claus Sprick

Kobragedichte

Obsessionen eines Saki-Übersetzers

In seiner Kurzgeschichte »The Recessional« (Der Abgesang) läßt Saki seinen jungen Helden Clovis in einem Türkischen Bad als Auftragsarbeit für eine britische Lady eine *Durbar*-Hymne dichten, einen indischen Palastfest-Schlußgesang, dessen pseudo-bengalischer Schwulst die schweißtreibende Atmosphäre des Türkischen Bades mühelos in den Schatten stellt:

Back to their homes in Himalayan heights
The stale pale elephants of Cutch Behar
Roll like great galleons on a tideless sea...

Schon schwankt der Elefanten Herde bleich und blaß
zum hohen Himalaya heim von Kutsch Behar
gleich schweren Koggen auf gezeitenloser See...

Dergleichen mag sich noch einigermaßen ins Deutsche verfrachten lassen; aber Saki wäre nicht Saki, hielte er nicht weitere Höhepunkte monsdampfender Dschungellyrik für uns bereit:

Where the coiled cobra in the gloaming gloats,
And prowling panthers stalk the wary goats...

Hier gerät der Übersetzer vollends in Schwulitäten, wenn er daraus einen ebenbürtigen Zweizeiler zu basteln versucht. »Wo die zusammengerollte Kobra sich in der Dämmerung hämisch freut und umherstreichende Panther sich an argwöhnische Ziegen heranschleichen...« - das wären rund doppelt so viele Silben Prosa, um den Inhalt von Sakis unsäglicher Tropenlyrik wiederzugeben. Will man das Versmaß übernehmen und den Reim bewahren, muß folglich manches Detail geopfert werden:

Wenn Dämmerung der Kobra häm'sche Freude deckt
und leiser Panther Gier die Ziegen schreckt...



Miriam Mandelkow und Isabel Bogdan.
Foto: Tobias Bohm

Bei dem anmaßenden Versuch, eine noch kürzere Fassung zu finden, stellt sich dann urplötzlich ein ebenso überraschendes wie befreiendes Phänomen ein: Der elegische Charakter dieser Verse kippt um. Eine drastische Reduzierung der Zahl der Panther und Ziegen läßt die dichterische Aussage prägnanter und die poetische Atmosphäre ungleich dichter werden. Wie von selbst stellen sich auch die Stabreime des Originals wieder ein. Vor allem aber schwindet die – britischem Understatement zuzuschreibende – unnatürliche Zurückhaltung von Kobra und Panther und läßt pure, pralle, ursprüngliche Dschungelpoesie zutage treten:

Die Kobra feixt im fahlen Dämmerlicht;
der Ziege Zetern rührt den Panther nicht.

Damit ist – und in aller Bescheidenheit darf ich wohl hinzufügen: endlich – ein Kleinod abendländischer Reimkunst in seiner kristallinen Schönheit und anrührenden Eindringlichkeit, wie Saki es schemenhaft erahnt haben mag, ohne es allerdings zur Reife bringen zu können, wiederentdeckt worden: das Kobragedicht.

Die Grundidee dieser Kunstform ist – wie alles Geniale – schlicht und streng zugleich. Wenige Beispiele mögen genügen, dem Leser das Regelwerk, dem sich diese klassische und zu Unrecht vergessene Literaturgattung nicht ohne Anmut unterwirft, zu erläutern: Kobra, Panther und Ziege sind, wie jedem rasch einleuchten wird, unverzichtbare Bestandteile. Wir scheiden daher sogleich als unzulässig Verse aus, wie sie auch dem »Goldenen Alphabet« unseligen Gedekens entsprungen sein könnten:

Die Kobra ist nur vorne dick;
wer hinten Singh heißt, ist ein Sikh.

Oder das nicht minder hübsch beobachtete, aber mangels Panther und Ziege ebenfalls zu disqualifizierende:

Kaum beißt die Kobra einen Mann,
zündet man die Witwe an.

Es steht dem Dichter aber frei, Kobra, Panther und Ziege auch in anderer als alphabetischer Reihenfolge auftreten zu lassen, was zahlreiche Variationen ermöglicht, zum Beispiel:

Der Panther ist ein Ziegentöter,
die Kobra mehr ein Leisetreter.

Oder mit noch verschmitzterem Humor:

Wenn in der Dämmerung die Kobra hämisch rasselt,
hat sie die Ziegentour dem Panther längst vermässelt.

Hat man diese Grundregel erst einmal verinnerlicht, formen sich im sogleich kreativ eingestimmten Bewußtsein neue Kobragedichte wie von selbst; bisweilen hat man gar das Gefühl, in unserem aufs angenehmste angeregten Hirn jage ohne weiteres Zutun ein Haufen grauer Zellen mit Knüppeln und Gejohle dem nächsten Kobraverse nach und mache gar vor neckischen Auswüchsen literarisch angehauchter echolalischer Assoziatitits nicht halt:

Die Kobra ist ein Ringelmatz,
der Panther geht auf Ziegenhatz.

Es soll gleichwohl nicht übersehen werden, daß weniger sensible Naturen sich mitunter schwer tun, wenn es gilt, sich an diese leichtfüßig daherkommende Versform, die nichtsdestoweniger mit bedächtigem Eifer betrieben sein will, heranzuführen zu lassen. Mit Unverständnis, ja geradezu Unwillen reagierte gar nach dem vierundfünfzigsten Kobragedicht, das kann und will ich nicht verleugnen, ausgerechnet jenes mir so liebe Wesen, dem das Privileg zukam, der Wiedergeburt dieser Kobraverse beizuwohnen, ja mehr noch: ihrem Verfasser! Aber kehren wir zurück zu Panther, Ziege & Co.:

Wie gesagt, die Reihenfolge ist beliebig, was die Zahl der möglichen Variationen aber nur mäßig erhöht, weil die reimscheue Kobra sich schwerlich an das Ende einer Zeile verbannen läßt. Selbst Kenner anderer Idiome werden – gern lasse ich mich eines Besseren belehren – in der sogenannten Kobra-Endstellung kaum etwas anderes zustandebringen als Läppizismen wie:

La pantera dijò a la cobra:
¡matar la cabra no es obra!

Oder:

To goat and panther said the cobra:
in Poona girls are wearing no bra!

Glücklicherweise verbietet die Regel aber nicht, weitere Beteiligte einzuführen:

Der Kobra tut er leid, der arme Panther:
die Ziege fraß der Tiger, ein Verwandter.

Oder:

Die Kobra beißt des Hirten Kläffer,
bei Panthers gibt's heut Ziegenpfeffer.

Daraus ist zugleich zu ersehen, daß einer der Beteiligten – dies wird zumeist die Ziege betreffen – auch in diversen Stadien kulinarischer Zubereitung vorkommen darf. Einen Grenzfall stellt es allerdings dar, wenn die Ziege zwar genannt, zugleich aber verleugnet wird:

Die Kobra feixt. Der Abend dämmert.
Die Ziege fehlt. Der Panther guckt belämmert.

Der umgekehrte Fall – daß nämlich ein Beteiligter nicht genannt wird, aber alles auf ihn hindeutet – ist nicht weniger problematisch, wobei in unserem Beispiel hinzukommt, daß der um den Jugendschutz besorgte Lektor eigenmächtig eine winzige, aber sinnentstellende Veränderung vorgenommen hat:

Die Kobra hat jetzt rausgekriegt,
wer heimlich nachts die Ziege flickt.

Sicherlich unzulässig wäre jedenfalls folgender Versuch:

Die Kobra hört im Dschungel das Gezeter:
der Panther fiebert - er hat Ziegenpeter.

Der Leser mag an dieser Stelle selbst überprüfen, ob er das Regelwerk bis hierher begriffen hat, und sich die Frage vorlegen, ob folgender Vers noch ein rechtes Kobragedicht zu nennen sei:

Auf Kobraversen ruht kein Segen
des Panthers und der Ziege wegen.

Über den zugegebenermaßen strengen formalen Regeln sollte aber auch das – gerade uns im cartesianischen Denken befangene Westeuropäer faszinierende – Lokalkolorit des indischen Subkontinents nicht vernachlässigt werden. Wenig überzeugend freilich, weil Östliches und Fernöstliches allzu kühn verquikend, klingt:

Die Kobra beißt beim Durbar-Fest den Maharaja,
der Panther lockt die Ziege in die Datscha.

Um wie vieles stimmiger wirkt doch dagegen:

Die Kobra beißt beim Durbar-Fest die Maharani,
der Panther lockt die Zieg' auf Hindustani.

Oder meinetwegen auch:

Die Kobra liebt das Tadsch Mahal,
der Panther mehr den Ziegenstall.

Selbstverständlich sollte man bei aller Heiterkeit der Verse auf die Vorstellungen religiöser Minderheiten Rücksicht nehmen, um so mehr, als diese dort, wo unsere Gedichte wurzeln, keine sind. Im Zweifel sollten wir also von womöglich verletzenden Frivolitäten Abstand nehmen wie:

Dem Panther und der Kobra freilich
sind weder Kuh noch Ziege heilig.

Aber sonst darf es ruhig schon einmal ein wenig anschaulicher zugehen:

Die Kobra läßt dem Opfer Zeit,
der Panther patscht die Ziege breit.

Oder mit noch feinsinnigerem Gespür für den Reiz dörflichen Lebens am Rande des Dschungels:

Der Panther filetiert die Ziege,
die Kobra schleicht zur Kinderwiege.

Wem dieser Vers zu garstig erscheint, der mag einen kleinen Kunstgriff anwenden und das in der Tat ein wenig derbe Geschehen durch behutsam eingeflochtene Stab- und Binnenreime gleich viel versöhnlicher klingen lassen:

Der Panther filetiert die Hippe,
die Kobra schleicht zur Kinderkrippe.

Die heikelsten Fesseln legt der dichterischen Phantasie aber wohl die Forderung an, der Sinngehalt unserer Verse solle wenn schon nicht wahrscheinlich, so doch wenigstens halbwegs plausibel sein - auch wenn es paradox erscheinen muß, gerade von Kobragedichten zu fordern, daß sie Hand und Fuß haben sollen. Der Leser mag daher den nachstehenden Spottvers nach eigenem Gusto ergänzen und sich dann fragen, ob er noch zugänglich sei:

Die Kobra träumt vom fernen Himalaja,
die Ziege tritt dem Panther in die ...

Von derlei bisweilen plump-vertraulichen Kobragedichten genervt, wird mancher Leser aber wohl bald

um den Gadenstoß betteln wie in folgendem Vers:

In Panthers Klauen fleht die Ziege:
Kobra übernehmen Sie!

P.S.: Dem kundigen Leser wird sicher weder Sakis gelungene Anspielung auf **COBRA** entgangen sein, die allerdings schon damals eher unbedeutende **Confraternity of British Rhyme Authors**, noch auf **GOAT**, den **Garter Order** (Hosenbandorden) for **Authors and Translators**, den entgegenzunehmen Saki sich zeitlebens geweigert hatte; weniger offensichtlich ist hingegen die Anspielung auf **PANTHER**, die legendäre, aber leider vergriffene **Poets' Anthology of English Rhymes**, die gewiß eine Fundgrube für weitere Kobragedichte darstellen dürfte.

Susanne Lange

Der Dorn im Text

Dankesrede zur Verleihung des Hieronymusrings

Auszeichnungen haben oft die Eigenschaft, den Betroffenen ganz unvorbereitet zu treffen, und daß der Hieronymusring nun an meinen Finger kommt, das hat mich ganz besonders überrascht und gefreut. Gefreut vor allem auch, weil ich ihn von einer so geschätzten Kollegin erhalte, die durch ihre Übersetzungen den Wert des Ringes noch einmal gewaltig vermehrt hat.

Durch die dreizehn Hieronymus-Vorgänger hat der Ring nicht nur immer mehr an Wert und Gewicht gewonnen, sondern es hängen auch immer mehr Autoren an ihm, denen die Träger des Ringes ihre Stimme geliehen habe, nicht zuletzt Elisabeth Edls Stendhal, von dem sich, wer weiß, vielleicht sogar noch Fingerabdrücke auf dem Ring finden.

Ich darf also ein besonders wertvolles Schmuckstück übernehmen, das schon eine abenteuerliche Reise durch die verschiedensten Sprachen und Kulturen hinter sich hat, eine Reise, die ich mit Freuden fortführen will. Allerdings geht es mir fast wie einer Figur aus Clemens Brentanos Roman *Godwi*, der plötzlich ein Ring am Finger steckt, ohne daß sie wüßte, wie er dorthin gekommen ist. Sie legt ihn in den Schrank, und da er auf so sonderbare Weise zu ihr gelangt ist, schaut sie ihn immer wieder an, als könnte er jeden Augenblick wieder verschwinden. Eine Befürchtung, die ich hoffentlich nicht haben muß, da er mich zumindest für die nächsten zwei Jahre auf meinen Reisen durch die Welt der Sprache begleiten soll.

Aber nicht nur die Verleihung selbst, auch deren Datum hat etwas Besonderes an sich: Der Hieronymusring wird ausgerechnet heute, am Bloomsday, überreicht, einem Tag, der hierfür wie geschaffen ist. Vielleicht waren wirklich Sprachgeister am Werk, die der Meinung waren, ein solcher Ring erfordert einen Tag, der einen so sprachspielerischen Roman feiert, in dem sich ebenfalls die verschiedensten Sprachen und Sprachstufen verknüpfen (und der dem Übersetzer ganz besonders harte Nüsse bietet).

Nun habe ich mir den heiligen Hieronymus natürlich näher angesehen, nämlich auf den zahlreichen Bildern, die ihn darstellen. Man findet ihn, um nur einige zu nennen, auf Gemälden von Dürer, Cranach, van Eyck, Veronese, Caravaggio, Bellini, van Dyck oder Tizian. Hält man sie alle nebeneinander, wird deutlich: Ganz wie bei einer Übersetzung zählt bei den Gemälden immer nur die individuelle Handschrift des Künstlers. Aus jedem Bild schaut uns, wie könnte es anders sein, ein ganz unterschiedlicher Hieronymus entgegen, ja, sie könnten unterschiedlicher nicht sein. Mal in energischem Furor, mal in konzentrierter Versunkenheit, mal andächtig sinnierend, mal vom Himmel, mal von innen heraus erleuchtet, mal entflammt, doch meistens melancholisch. Jeder Maler hat seinen eigenen Hieronymus, und so hat auch jeder von uns Übersetzern bestimmt seinen persönlichen Hieronymus, der über seine Übersetzungen wacht.

Aber abgesehen von der Gestalt des Hieronymus gibt es noch ein entscheidendes Element auf diesen Bildern und in der Hieronymus-Legende und zwar den Löwen.

In der Legende begegnet Hieronymus gemeinsam mit anderen Mönchen in der Wüste einem hinkenden Löwen. Die Mönche fliehen, nur Hieronymus weicht nicht zurück und zieht ihm einen Dorn aus der Tatze und pflegt die Wunde, worauf der geheilte Löwe als Haustier bei ihm bleibt. Hieronymus zeigt hier einen Löwenmut, wie man ihn auch als Übersetzer wahrlich brauchen kann.

Auf den meisten Bildern sitzt der Löwe dem schreibenden Hieronymus zu Füßen oder wacht etwas abseits über dessen Schreibstube oder Klausur. Auf einem Bild von Bellini aber liest Hieronymus in der Wüste mit erhobenem Zeigefinger dem Löwen etwas vor, der auf den Hinterbeinen vor ihm steht und begierig seine Worte aufzunehmen scheint. Man könnte meinen, die beiden bildeten fast eine Art Arbeitsgemeinschaft. Diese Szene hat mich in einem gewaltigen Bogen aus der syrischen Wüste des 4. Jahrhunderts ins 20. Jahrhundert versetzt – einem Ring werden ja oft magische Eigenschaften nachgesagt, und womöglich ist dieser große Sprung in der Zeit durch ein mentales Drehen des Ringes geschehen –, ein Sprung ins 20. Jahrhundert und zu Ludwig Wittgenstein, der in seinen »Philosophischen Untersuchungen« die Feststellung macht: »Wenn ein Löwe sprechen könnte, wir könnten ihn nicht verstehen.«

Wenn also der Löwe bei Bellini dem dozierenden Hieronymus antworten würde, dann könnte er ihn womöglich gar nicht verstehen, auch wenn er klar und deutlich in Menschengsprache mit ihm redete. Wittgenstein untermauert dadurch in seiner sprachskeptischen Auseinandersetzung mit den Möglichkeiten der Kommunikation, wie schwierig das Verstehen ist und daß allein die Beherrschung der Sprache des anderen noch nicht zum Verstehen führt. Hinter den Worten verbirgt sich nämlich der gesamte Eisberg des Löwenbewußtseins, von dem die Worte nur die Spitze sind. Und hier muß der Übersetzer in die Bresche springen, das heißt, in den Rachen des Löwen, er muß sich in dessen Bewusstsein versetzen, zu dem er sich, so wie der Faden zum Knäuel führt, an den Worten heranhangeln muß.

Sieht man nun den Löwen im Licht der Übersetzung, erhält auch das Bild des gezogenen Dornes seine Bedeutung. Für mich könnte es eine bestimmte

Haltung zu dem zu übersetzenden Text vor Augen führen. Was Hieronymus dachte, weiß ich nicht, aber in vergangenen Jahrhunderten haben Übersetzer oft geglaubt, dem Löwen mit ihrer Übersetzung den Dorn gezogen und ihn damit gezähmt zu haben. Aber es könnte sein, daß sich hinter der Legende oder in der Löwentatze noch etwas anderes verbirgt, eine Möglichkeit, die bisher noch nicht zur Sprache kam: ein Teil des Dorns steckt vielleicht noch im Fleisch und mitten im Text. Dies soll jetzt – ausnahmsweise – kein Hinweis auf den dornenreichen Weg der Übersetzer sein, sondern auf diesen Fremdkörper im Text, der seine Strahlen aus der Tiefe sendet, ein Fremdkörper, der vielleicht nur winzig ist, aber doch den Charakter eines Textes bestimmt oder, sagen wir, seinen ganz spezifischen Ton. Das ist der persönliche Stil eines Textes, eines Autors, der so schwer zu packen ist. Und das Ziel sollte es dabei gar nicht sein, den Stachel aus dem Text herauszuziehen, sondern sich vielmehr selbst davon stechen, sich von ihm antreiben zu lassen. Erst, wenn man als Übersetzer diesen Stachel, der den Text von allen anderen unterscheidet, selbst sozusagen am eigenen Leib spürt, ringt man in einem gleichwertigen Kampf mit ihm und stürzt sich in eine Spracharbeit, die über die uns vertraute, übliche Sprache hinausgeht. Man muß also nicht nur gut brüllen mit dem Löwen, sondern mit ihm wispeln, klagen, meckern, fasn, schmeicheln, aufschneiden oder tiefstapeln können: das heißt, all die Möglichkeiten der Rede ausschöpfen. Denn will man dem Text diesen Fremdkörper-Dorn ziehen, der ihn anders und einzigartig macht, zieht in Wirklichkeit eher der Löwe uns den Dorn und wir werden dann zum Haustier des Textes. Und das wäre bei etwas so Ungebändigem und Unbändigem wie der literarischen Sprache doch verhängnisvoll. Denn, wie Klaus Reichert einmal festgestellt hat, wenn das Textschiff gerade von einem Eisberg angebohrt worden ist, sollte die Kapelle des Übersetzers nicht ungerührt bleiben und weiterhin »Näher mein Gott, zu dir« spielen, um den Leser nicht zu beunruhigen.

Wie man einem solchen Löwen gegenüber treten kann und soll, zeigt aber nicht nur Hieronymus, sondern auch Don Quijote, der Ritter von der traurigen Gestalt, den man sich als eine Art weltlichen Hieronymus vorstellen kann und bei dem ich mich als Übersetzerin, wie bei den Trägern des Hieronymusrings ebenfalls einer Reihe von Vorgängern anschließen darf.

Don Quijote kämpft zwar, wie wir wissen, gegen Windmühlen, Schafherden oder unbewaffnete Geistliche, aber seinen Mut kann ihm niemand absprechen. Und wohl am deutlichsten kommt dieser Mut in seinem Abenteuer mit den Löwen zum Ausdruck. Da müssen selbst alle, die ihn für hoffnungslos verrückt halten, zugeben, daß er sich nicht nur wünscht und vorstellt, ein fahrender Ritter zu sein, sondern sich wahrhaftig mit deren ganzem Mut in diese Aufgabe wirft.

Don Quijote reitet nämlich in dieser Szene mit Sancho Panza und einem Reisenden, den sie unterwegs getroffen haben, durch die Mancha, als ihnen ein Wagen mit zwei Löwenkäfigen entgegenkommt, ein Geschenk an den spanischen König. Don Quijote hält ihn auf, und als er von den wilden Löwen hört – an dem Tag noch nicht einmal gefüttert –, hüpfte sein Herz vor Freude, und er sagt sich: was, da laufen mir

so niedliche kleine Löwen über den Weg? Die kommen mir gerade recht – oder aber, wie Sancho sagen würde: sie passen ihm wie der Ring an den Finger. Er will sie sogleich zum Kampf herausfordern und den Löwenwärter zwingen, die Käfigtüren zu öffnen. Natürlich sind alle entsetzt, weil keiner es für möglich halten will, daß jemand so verrückt und tollkühn ist, zwei hungrige Löwen anzugreifen. Aber mit seiner Lanze verschafft sich Don Quijote Gehorsam, worüber Sancho Panza natürlich zutiefst unglücklich ist und auf seinen Herrn einredet, daß er es in diesem Fall mit echten Löwen zu tun hat, nicht mit Windmühlen oder ähnlichen Hirngespinnsten, denn er hat durch das Gitter und die Käfigritzen die Krallen eines echten Löwen gesehen, und daraus schließt Sancho, daß besagter Löwe, zu dem besagte Krallen gehören muß, noch größer ist als ein Berg. Aber Don Quijote hat auf alles nur eine Antwort: Heraus mit den Bestien! Alle anderen suchen entsetzt das Weite, der Löwenwärter muß eine Käfigtür öffnen, und Don Quijote stellt sich mit gezücktem Schwert davor. Was tut nun der Löwe? Er wendet sich im Käfig um, zeigt ihm seine erschreckliche Löwenfratze, streckt die Klaue aus, dehnt sich, öffnet dann den Rachen und gähnt gemächlich, streckt eine zwei Spannen lange Zunge heraus, wischt sich den Staub aus den Augen und putzt sich das Gesicht. Danach schaut er sich mit Feuer-Augen nach allen Seiten um. Don Quijote schaut unerschrocken zurück, voll Ungeduld, daß er endlich aus dem Käfig springt, damit er ihn in Stücke reißen kann. Aber der Löwe ist hier wohl der Klügere und nicht mit soviel Ritterwagemut gesegnet. Er achtet nicht auf Don Quijotes Schwertgefuchtel, sondern dreht sich wieder um, streckt ihm sein Hinterteil entgegen und läßt sich in aller Seelenruhe im Käfig nieder. Auf Don Quijotes Aufforderung, ihn mit Schlägen herauszutreiben, sagt der Löwenwärter nur, daß er einen Teufel tun wird. Der Mut des Ritters ist damit hinreichend bewiesen, denn wenn ein Feind sich nicht zum Kampf stellt, liegt die Schmach bei ihm, nicht beim Herausforderer, und so geht Don Quijote als glänzender Sieger daraus hervor.

Dieses Abenteuer ist so beispielhaft für Don Quijotes Mut, daß er sich von da an nicht mehr den Ritter von der traurigen Gestalt nennen läßt, sondern den Ritter von den Löwen.

Mit ebensolcher Tollkühnheit sollte sich also auch der Übersetzer dem Text stellen – ganz einerlei, ob der Löwe so edelmütig wie Don Quijotes ist oder ob er wahrhaftig versucht, einen in Stücke zu reißen. Und um mich dem Hieronymusring würdig zu erweisen, will auch ich nach Kräften versuchen, hierin dem Ritter nachzueifern, der in allen Lebenslagen seinen Maximen treu bleibt, die Sancho Panza wie folgt zusammenfaßt: Sein Herr will den Frevel geißeln, das Unrecht richten, das Unheil heilen, die Bosheit gutmachen, Riesen bezwingen, kurz und gut: dem Dürstenden zu essen und dem Hungernden zu trinken geben.

Mit Hilfe des Hieronymusrings hoffe ich, zumindest auf sprachlichem Gebiet solch ritterlichen Vorträgen gerecht zu werden.

Wolfenbüttel 16. Juni 2007

Dorothea Trottenberg

Verschiedene Realitäten und parallele Welten

Dankesrede zur Verleihung des Wieland-Preises

Da! Da! Halt auf! sprach Pantagruel, da habt ihr welche, die sind noch fest. Und damit warfer uns ganze Händ voll gefrorener Worte auf das Verdeck; die sahen aus wie Zuckerplätzchen und Brustküglein von verschiedenen Farben. Da sahen wir gelbliche, geile Worte, vulgo Zötlein, Grünspanworte, azurne, schwarze, güldne Worte, die, wenn wir sie ein wenig in den Händen wärmten, wie Schnee zergingen. Wir hörten sie auch wirklich, aber verstanden's nicht (denn es war eine barbarische Sprach)...

Dieses Zitat aus François Rabelais' Romanzyklus *Gargantua und Pantagruel* aus dem 16. Jahrhundert ist dem *Himmelblauen Speck* als Motto vorangestellt und durchaus programmatisch zu verstehen: Auch Vladimir Sorokin wirft uns »ganze Händ voll« von Worten aufs Verdeck, darunter nicht wenige »gelbliche, geile Worte, vulgo Zötlein«, aber auch »Grünspanworte, azurne Worte«, und auch bei Sorokin ist man gelegentlich versucht zu sagen: »Wir hörten sie auch wirklich, aber verstanden's nicht« – der *Himmelblaue Speck* ist ein buntschillerndes, ein phantastisches und burleskes, aber kein einfaches Buch.

Umso mehr freue ich mich über diese Auszeichnung für die Übersetzung von »Zuckerplätzchen und Brustküglein von verschiedenen Farben« und einer teils »barbarischen Sprach«, auch wenn Christoph Martin Wieland hier wohl manche Stellen anders oder gar nicht übersetzt hätte – einer meiner Dankesreden-Vorgänger an dieser Stelle, Klaus Reichert, wies darauf hin, dass Wieland bei seiner Shakespeare-Übersetzung von *Was ihr wollt* zwei Sauf- und Singszenen kurzerhand ausließ mit der Bemerkung, diese seien »der Übersetzung unwürdig«.

Ich freue mich mindestens ebenso, dass der Wieland-Preis erstmals für eine Übersetzung aus dem Russischen verliehen wird. Dies hat mich dazu verleitet, mir ein paar Überlegungen dazu zu machen, was denn das Übersetzen in der Literatur und Kultur, aus der ich übersetze, für eine Rolle spielt. Denn Russland hat nicht nur eine bedeutende Übersetzungskultur, sondern es ist in gewissem Sinne selbst eine »Übersetzungskultur«, und ich möchte kurz umreißen, was das heißt.

Die russische Schriftkultur beginnt nach dem 10. Jahrhundert bereits als gewaltiges, sich über lange Zeit erstreckendes Übersetzungsprojekt. Mit der Übernahme des byzantinischen Glaubens wurden die Bibel und andere kirchliche Texte aus dem Griechischen ins sogenannte Kirchenslavische übersetzt; auch das kyrillische Alphabet ist ja gewissermaßen eine Übersetzung aus dem Griechischen.

Einen ähnlichen Übersetzungsschub löste dann um 1700 Peter der Große mit seinem Europäisierungsprogramm aus; er förderte vor allem die Übersetzung etwa technischer Literatur massiv – und unterstützte damit auch die Schaffung einer Schriftsprache, die der russischen Alltagssprache näher war als das Kirchenslavische. Man wollte gegenüber der europäischen Kultur aufholen, ja sie übertreffen – dies wurde zum zentralen kulturellen Programm.

Übersetzung als Kulturtransfer war im 18. Jahrhundert in verschiedenen Bereichen allgegenwärtig, ganz besonders an der Akademie, deren Mitglieder mehrheitlich Ausländer waren und wo mehr Deutsch gesprochen wurde als Russisch. Doch wurden zahlreiche Übersetzungen ins Russische vorgenommen: technische und historische Fachliteratur, aber auch etwa französische Philosophie. Der Dichter Vasilij Trediakovskij wird hier zum ersten professionellen Übersetzer Russlands. Sein Vertrag als Übersetzer mit der Akademie hält ihn auch zur Verbesserung der russischen Schriftsprache an!

Überhaupt waren die Übersetzer die ersten im russischen »Literaturbetrieb«, die für ihre Arbeit honoriert wurden – lange bevor sich ein Autorenhonorar durchsetzte. Die Übersetzer trugen auch entscheidend zur Entstehung eines russischen Buchmarktes bei, und nicht selten wurden sie in dieser frühen Zeit auch selbst zu Verlegern, während ein angesehenes Verlegerstand erst im Laufe des 19. Jahrhunderts entstand.

Besonders seit dem späten 18. Jahrhundert wird einerseits westliche Populärliteratur – Abenteuerromane, Schelmenromane – übersetzt; oft wurde sie an die (noch wenigen) russischen Leser angepasst und dann wie Trödelware mit guten Verdiensten im Land verkauft.

Übersetzt wurden vor allem aber die Klassiker der Weltliteratur. Auch Christoph Martin Wieland, obwohl für Russland keiner der ganz zentralen Autoren, wurde seit den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts übersetzt: erst die *Geschichte des Agathon* (1784), dann folgten *Oberon* (1787) und andere Werke. Wielands *Geschichte der Abderiten* hingegen wurde erst in den 1830er Jahren ins Russische übersetzt – ein Zeichen dafür, dass keineswegs wahllos übersetzt wurde, sondern dass die Übersetzungen auch den Prozess der eigenen Literatur begleiteten.

In diesem langen Prozess der Auseinandersetzung der russischen Kultur mit dem Westen Europas spielten Übersetzungen und Übersetzer in allen Phasen eine wichtige Rolle – für die Herausbildung einer Standardsprache, eines Buchmarktes, einer intellektuellen Kultur und eines kulturellen Selbstverständnisses. Aleksandr Puškin, der ein genaues Auge für solche Dinge hatte, bezeichnete die Übersetzer als »die Postpferde der Aufklärung«.

Doch in jeder Phase verstand man das Wesen des Übersetzens etwas anders, war das Übersetzen dem Geist der Zeit verpflichtet. Was natürlich nicht nur für Russland gilt: Auch Christoph Martin Wieland übersetzte im Geiste seiner Zeit, wenn er, um noch einmal Klaus Reichert zu zitieren, »...glättete, ersetzte, entschärfte« – oder auch einfach ausließ. In Russland hatte die Frage, ob man möglichst originalgetreu übersetzen oder eher Literatur in die eigene Vorstellungswelt übertragen solle, immer eine besondere Relevanz.

Die Bedeutung der Übersetzung für Russland zeigt sich nicht zuletzt darin, dass die meisten russischen Schriftsteller auch Übersetzer waren. Ich möchte nur einige bedeutende Beispiele nennen:

Das Werk von Vasilij Žukovskij, etwas wie der Vater der russischen Romantiker, besteht zu mehr als der Hälfte aus Übersetzungen; nicht zuletzt seinetwegen wurde um 1800 so intensiv Dichtung aus dem Deutschen, Englischen, Französischen, Italienischen, aber auch aus dem Griechischen und Lateinischen so-

wie aus orientalischen Sprachen übersetzt, dass die Grenzen zwischen Übersetzungen und Originalen oft verschwammen.

Für Fjodor Dostoevskij war die Übersetzung von Balzacs *Eugénie Grandet* seine erste Publikation überhaupt; sein Bruder übersetzte Werke wie Goethes *Reineke Fuchs*, Schillers *Don Carlos* und dessen *Räuber* sowie Victor Hugos *Der letzte Tag eines Verurteilten*. Ivan Bunin, der 1933 der erste russische Literaturnobelpreisträger wurde, übersetzte Lyrik von Byron, Musset, Tennyson, Mickiewicz, Ševčenko und Henry Wadsworth Longfellow.

Vladimir Nabokov dann übersetzte nicht nur ins Russische (u.a. *Alice in Wonderland*), sondern auch russische Dichtung ins Französische und Englische – und zudem eigene englische Werke zurück ins Russische. Und Boris Pasternak bleibt im russischen kulturellen Gedächtnis nicht nur wegen seiner Lyrik und wegen seines Romans *Doktor Živago* lebendig, sondern ebenso wegen seiner Übersetzungen, besonders diejenigen von Goethes *Faust* und Shakespeares *Hamlet*, die er sozusagen zu Werken der russischen Literatur machte. Er ist übrigens ein Beispiel dafür, dass manche sowjetische Autoren von Übersetzungen lebten, während ihr eigenes Werk nicht publiziert wurde.

Eine überragende Bedeutung haben Übersetzungen auch für die Kinderliteratur. Samuil Maršak und Kornej Čukovskij, bis heute die Klassiker der russischen Kinderliteratur, schufen durch ihre auf Übersetzungen englischer *nursery rhymes* beruhenden Verse, die noch heute jedes Kind kennt, eine ganze Gattung russischer Kindergedichte. Ein anderes Beispiel ist die geniale Adaptation von Alan Alexander Milnes *Winnie the Pooh*, durch die ein rührender und umwerfend komischer russischer Bär namens Vinni Puch – rückübersetzt etwa: Winnie Flaum – entstand, der es sich in allen russischen Kinderzimmern gemütlich machte.

In der Sowjetunion waren die Möglichkeiten für Übersetzungen einerseits eingeschränkt bzw. zum Teil politisch instrumentalisiert. Übersetzungen sollten jetzt besonders der Kulturvermittlung innerhalb der Sprachen der Sowjetunion und mit den sogenannten Bruderländern dienen. Andererseits setzte sich das Erbe Maxim Gor'kij's fort, der eine Buchreihe für übersetzte »Weltliteratur« und dazu ein eigenes Übersetzerstudio initiiert hatte, etwa mit der Zeitschrift *Inostrannaja literatura* (*Ausländische Literatur*). Diese monatlich erscheinende, umfangreiche Zeitschrift für die Publikation literarischer Übersetzungen wurde 1954 gegründet und existiert bis heute. Ein wesentlicher Teil der Übersetzungen – und zwar nicht etwa nur kurze Texte, sondern auch umfangreiche Erzählungen und ganze Romane – wurde traditionell zuerst in dieser Zeitschrift publiziert, bevor die Texte in Buchform erschienen. Viele große Autoren wurden dem sowjetischen bzw. russischen Publikum durch diese Zeitschrift bekannt, von den deutschsprachigen etwa Böll, Süßkind, Grass. Und gelegentlich konnte in der Zeitschrift auch etwas erscheinen, was als Buch aus (kultur)politischen Gründen keine Chance gehabt hätte: 1976 zum Beispiel wurde ein Teil von James Joyces *Ulysses* in *Inostrannaja literatura* gedruckt, während der vollständige *Ulysses* in Buchform erst 1989 erscheinen durfte.

Gegen Ende der Sowjetunion setzte eine neue Welle von übersetzter Literatur ein, die immer noch an-

hält. Anfangs lief dies unter dem Label der »Rückkehr nach Europa«, bislang politisch nicht genehme moderne Klassiker (ich verweise nochmals auf den *Ulysses*) wurden jetzt ebenso übersetzt wie ein breites Spektrum an zeitgenössischer europäischer Literatur. Mittlerweile hat die anfängliche Europa-Euphorie einige Enttäuschungen erlitten – ohne dass deswegen das Angebot an Übersetzungen oder gar das Interesse daran nachgelassen hätte, im Gegenteil: Meine Kollegin Irina Aleksejeva, Übersetzerin aus dem Deutschen, schrieb erst kürzlich: »Die von uns übersetzten Bücher werden zu einem Teil der russischen Kultur und zu einer Brücke in die Zukunft«.

Die »Übersetzungskultur« Russland erweist sich so gerade in ihrem ewigen Disput um das Verhältnis zum Westen als vielleicht europäischste aller europäischen Kulturen: denn im russischen Blick wird Europa als Ganzes wahrgenommen – und übersetzt.

Dieser intensive und interessierte russische Blick auf Europa fand nie eine auch nur annähernd so intensive Reaktion im Westen, das vielzitierte russische »Fenster nach Europa« stand immer sehr viel weiter auf als das »Fenster nach Russland« im Westen.

So ist es mir als Übersetzerin aus dem Russischen auch ein Anliegen, dazu beizutragen, dass das »Fenster nach Russland« ein wenig mehr geöffnet wird – mit Übertragungen russischer Klassiker, mit dem Zutagefordern unbekannter oder vergessener Autoren, aber eben auch mit dem Übertragen zeitgenössischer Werke wie *Der Himmelblaue Speck*, in dem sich hinter dem Spiel mit Sprachformen und literarischen Stilen, hinter den »azurnen« und den »Grünspanworten«, hinter den »Zötlein« und der vordergründig »barbarischen Sprach« bisweilen überraschende Einsichten in die russische Geschichte und Gesellschaft mit ihren verschiedenen Realitäten und ihren parallelen Welten eröffnen.

Wenn das gelingt und noch dazu ausgezeichnet wird, ist es ein Grund für besondere Freude – und besonderen Dank. Beidem möchte ich hier Ausdruck verleihen.

Biberach, 14. September 2007

Zum Abschied

Natürlich gebührt immer und in erster Linie den Urheberinnen Lob und Dank. Dass ich hier ausnahmsweise einmal von dieser ehernen Regel abweiche, hat seinen besonderen Grund, denn nach zehn Jahren gibt Kathrin Razum die Redaktion von *Übersetzen* auf, um sich verstärkt der Vorstandsarbeit im Verband zu widmen, aber auch, um neuen Ideen Raum zu geben.

Kathrin Razum und *Übersetzen* erblickten im selben Jahr das Licht der Welt. Dennoch drängte sich der Eindruck auf, dass sie Anfang Januar 1997 voll jugendlichem Elan eine bereits gereifte, sturmerprobte dreiunddreißigjährige Tante unter ihre Fittiche nahm – oder sollte man zutreffender »Onkel« sagen? Denn bei der Übergabe von Silvia Morawetz an Kathrin Razum hieß das traditionsreiche Blatt noch *Der Übersetzer*, bereits die zweite Nummer unter ihrer Ägide trug dann aber schon den vorwiegend von der

weiblichen Mitgliedschaft beharrlich erkämpften Namen *Übersetzen*.

Es gab weitere Neuerungen. Mir ist besonders in Erinnerung, wie mit dem Einzug des Computers in immer mehr Übersetzerstuben der Bedarf an kompetenter kollegialer Hilfestellung wuchs, für die Wolf Harranth bis heute sorgt, wenn er Übersetzern mit seiner Kolumne »Neues aus dem Cyberspace« zeigt, wie man »ins Netz« geht, ohne sich zu verheddern.

Weniger auffällig, aber zur Weiterentwicklung unverzichtbar, waren diverse Technikumstellungen; der Übergang zum online-Versand an die Mitglieder wiederum blieb im Verband nicht ohne Widerspruch.

Aber es wurde auch Bewährtes fortgeführt, wir erfuhren in unserer Zeitschrift weiterhin Kluges zu Übersetztem und nicht Übersetzbarem und wurden mit Rezensionen auf Bücher (und später auch auf elektronische Medien) aufmerksam gemacht, die ein Übersetzerherz höher schlagen lassen.

Vieles ließe sich ergänzen, was Lust macht, wieder in alten Heften zu schmökern, aber ich will bei dieser kleinen Rückschau nur noch die von Kathrin herausgegebenen Sondernummern zu Klaus Birkenhauer, zum 25jährigen Jubiläum des Europäischen Übersetzerkollegiums Straelen und zur Bibelübersetzung erwähnen – und die wunderbare Doppelnummer »50 Jahre VdÜ – 40 Jahre *Übersetzen*« im Jahr 2004 mit Faksimiles aus den vergangenen Jahrzehnten. Dafür ein ganz besonderes Dankeschön!

Kathrins unermüdlicher Aufruf zur Mitarbeit (wer sieht sie nicht vor sich bei jeder MV?), ihre wiederholten Bitten um Vorschläge, Kritik und Anregungen und ihre Überlegungen, wie mehr Menschen zur Mitarbeit an unserer Zeitschrift begeistert werden könnten, sind mir lebhaft in Erinnerung. Damit reiht sie sich in die lange Reihe all derer ein, die den *Übersetzer* und später *Übersetzen* zu einem lebendigen und informativen Organ gemacht haben. Schon in der ersten Nummer vom 10. Juni 1964 schrieb Rolf Italiaander, Gründungsmitglied des VdÜ: »Vor allem sollen die Übersetzer selbst zu Worte kommen, denn nun haben sie ihre lang ersehnte Diskussionsbasis. Aber sie müssen nun auch aus ihrer Reserve heraustreten«. Und: »Wir hoffen, dass unsere Leser die Redaktion, welche ehrenamtlich arbeitet, mit möglichst interessanten Informationen versorgen.«

Darum hat sich in den letzten zehn Jahren Kathrin Razum gekümmert. Liebe Kathrin, ich danke Dir, im Namen des Vorstands des VdÜ/Bundessparte Übersetzer in ver.di, aber auch ganz persönlich für viele Stunden anregender, bildender, informativer und vergnüglicher Lektüre.

Gerlinde Schermer-Rauwolf

Rezension

A.J. Storfer, *Wörter und ihre Schicksale*, Atlantis Verlag, Berlin/Zürich, 1935, *Im Dickicht der Sprache*, Verlag Dr. Rolf Passer, Wien, 1937, Neuauflage: Verlag Vorwerk 8, Berlin, 2000, ²2005.

Wörter wandern von einer Sprachkultur in die andere, von einer Lebenswelt in die andere, von einer Sprechergruppe in die andere, sie wandern durch die Zeiten und Räume und verändern ihre Gestalt, werden gestutzt, geschüttelt, doppelt genäht, erfahren Bedeutungsverschlechterungen oder -aufwertungen, gehen unter, werden wiederbelebt, werden zu Modewörtern, von konkreten Begriffen zu Metaphern, vom Abstraktum zum Alltagswort. Immer ist dies Niederschlag der kulturellen (sozialen, ökonomischen, politischen) Entwicklung eines Landes – und nicht nur eines Landes. Davon handelt A.J. Storfers 1935 nicht nur in Zürich, sondern auch noch in Berlin erschienenes Buch – der Autor selbst war, als Jude, bereits *persona non grata*. 1938 wird er im letzten Moment aus Wien fliehen: über Rotterdam nach Shanghai und von dort vor den Japanern nach Australien, wo er 1944 stirbt.

Geboren wurde A.J. Storfer 1888 in der Bukowina. Er studierte Psychologie, Philosophie, vergleichende Sprachwissenschaften sowie Rechts- und Staatswissenschaften. Diese breit angelegten Kenntnisse spiegeln sich in *Wörter und ihre Schicksale*: Da werden zum Beleg juristische Urkunden aus dem 14. und 15. Jahrhundert ebenso angeführt wie Zitate aus dem *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*, das gerade im Erscheinen begriffen war; auf Platt, Hessisch und all die anderen deutschen Dialekte wird ebenso verwiesen wie auf Ungarisch, Jiddisch, Russisch, Französisch usw. usw.

Nach einem Anfang als Feuilletonautor ging Storfer 1919 nach Wien, wo er an der Seite Sigmund Freuds arbeitete, unter anderem als Mitherausgeber von dessen *Gesammelten Schriften*. Auch dies prägt den Ansatz von *Wörter und ihre Schicksale*: mitunter bietet der Autor eine Anamnese der Psychopathologie eines Begriffs. Zum Beispiel: Gemüt. Zunächst bedeutete das Wort Seele – im Gegensatz zu Leib; später nahm es Sonderbedeutungen auf: Charakter, Stimmung, Geist... Erst im 19. Jahrhundert findet die »Verlötung« der Begriffe Deutschtum und Gemüt statt, letzteres wird für spezifisch *deutsch* erklärt und in Gegensatz zu Geist, die Tiefe des nordischen Gemüts in Gegensatz zum welschen Esprit gebracht. »Gleichzeitig wurde den Wörtern Geist und Idee das sprachliche Adelspatent entzogen. Statt von der *Idee* von Gott sprach man nun vom *Gemüt* als Sitz der Religion. Gemüt hatte nun im Gegensatz zu dem an der äußeren Erfahrung orientierten Intellekt das »innere Leben« zu bezeichnen.« (S. 156) Es folgen Zitate aus Fichte und Schlegel (wie zuvor bereits von Fischart und Goethe). Und schließlich ein Zitat aus dem *Völkischen Beobachter* vom 11. August 1933: »Wir Deutschen wurzeln im Gemüt. *Das Wort allein*, dem man einen lächerlichen Klang zu geben versuchte, jagt schon unseren Feinden einen geheimen Schrecken ein. Uns selbst aber gibt es durch ewige Zeiten hindurch

die Ahnung des Wunderbaren.« (Seite 157) »War Gemüt das reine dicke Gold der Dichter und Denker«, leitet Storfer mit seinem so feinen wie souveränen Spott nach diesem Zitat über zu einem aus Gemüt abgeleiteten Begriff, »so wurde für den deutschen Alltagsmenschen als flache Scheidemünze das Schlagwort *Gemütlichkeit* in Umlauf gesetzt.«

Überhaupt ist die Lektüre von *Wörter und ihre Schicksale* wie auch von *Im Dickicht der Sprache*, dem 1937 in Wien erschienenen Folgeband, ein Sprachgenuß. Storfers Stil ist bilderreich, sinnlich, erhellend, wendig. Insbesondere dort, wo er Exkurse zur Sprachgeschichte macht – sie folgen, durch kursive Überschriften abgesetzt nach dem einen oder anderen Stichwort –, gelingen ihm Formulierungen, die die Theorie ebenso lebensvoll sein lassen wie die behandelten Wörter und Wendungen. Da wird zum Beispiel unter der Überschrift »Volksetymologie« gesagt, daß Wörter »Nebenschwingungen« haben können: so klingt in Sintflut immer wieder Sündflut an (S. 175), oder daß durch lautlichen Anklang in Wörter Bedeutungen »hineingefälscht« werden können: aus hevianna (die Hebende) wird Hebamme (amme = nährend Mutter) (S. 174).

Dank Storfers schier grenzenloser Kenntnis der europäischen Sprachen können gerade Übersetzer in seiner kulturgeschichtlichen Etymologie wunderbare Funde machen, mitunter bekommt ein Fremdwort auch einen eigenen Eintrag: von Grisetette und Guillotine bis Mandarin und schofel. Ein »Wanderwort«, dem er vier Seiten widmet, ist Butter. Alles beginnt bei den Skythen, und nachdem das Wort im germanischen Raum schmer (vgl. Schmerbauch) und anko (vgl. onctueux) verdrängt hat, kann das Wort ins Metaphorische einwandern: »steht da wie Butter in der Sonne«, eine Luthersche Redensart, die meint: nicht bestehen können, vergehen müssen (S. 93), »alles in Butter« kennen wir noch heute... Als psychoanalytisch Geschulter läßt Storfer natürlich auch die tabuisierten Konnotationen eines Wortes nicht außer acht: buttern, schreibt er elegant umschreibend, »bedeutet nicht nur Butter machen, Butter schlagen, sondern hat – bei leicht erkennbarer Vergleichsgrundlage [im Satz zuvor hat er das Stoßbutterfaß erwähnt, E.P.] – auch *sexuelle* Bedeutung. Der alte Volksbrauch, daß jener, der einem jungen Mädchen die Ehre geraubt hatte, zur Strafe dafür buttern mußte, ist wohl als eine symbolische Vergeltungsstrafe aufzufassen.« (S. 95) Zu dem Begriffen aus fremden Sprachen, die er unter diesem Stichwort behandelt, gehören unter anderem: le baigne-dans-le-beurre, sburrare und sburro, aber auch Volkssprichwörter wie »die een hooft van boter heeft, moet bij geen'oven komen«.

So mäandern A.J. Storfers sprachgeschichtliche Erkundungen vom rein Linguistisch-Etymologischen zu Volksglaube, Historie, Politik, verzweigen sich hin zur Theorie und hinab ins Wirtshaus, sind wissenschaftlich fundiert und zugleich subjektiv engagiert. Der Vorwortverfasser Joachim F. Danckwardt, selber Psychoanalytiker, schreibt im Jahr 2000, Wörter hätten »nicht nur ihre eigenen ›Schicksale«, sondern sie spielen gewissermaßen Schicksal mit und in uns« (S. 18). Es ist der verborgene kulturgeschichtliche Kern der Wörter und Wendungen, der mit und in uns Schicksal spielt. Storfer zu folgen, wie er diesen Kern freilegt, ist ein Vergnügen. Daß die etymologische Forschung inzwischen weitergegangen ist und das

eine oder andere korrigiert werden muß, gereicht der Lektüre nicht zum Nachteil, ja sogar zum Vorteil: Es fordert den Leser auf, den Eintrag im eigenen Kopf weiterzuschreiben oder abzuwandeln, übt mithin den Blick für die Lebendigkeit, die Gewachsenheit von Sprache.

Am 11.8.2004, in den Zeiten des Rechtschreibreformstreits, schrieb Harald Jähner in der *Berliner Zeitung*: »Die Sprache ist für uns eine Art zweite evolutionäre Natur mit einem Komplexitätsgrad, der auf Eigengesetzlichkeiten angewiesen ist. Der alte ›Stengel‹ statt des verordneten ›Stängel‹ beispielsweise respektierte durch charmante Absetzung vom Wortstamm, da[ß] dieses Pflanzenteil eben doch nur wenig mit der Stange gemein hat, was die Kultusminister für unsachliche Schreibgeföhlsduselei halten.« In der Vergangenheit, so Jähner weiter, sei die historische Eigendynamik der Sprache von den Wissenschaftlern zunächst beobachtet, dann vorsichtig gedeutet worden und erst danach habe man die Regelwerke *nachholend* geändert; mit der Rechtschreibreform aber hätten sich der Sprache Politik und Bürokratie bemächtigt als eines ihnen zustehenden *Gestaltungsbereichs*. Mit A.J. Storfers *Wörter und ihre Schicksale* sowie *Im Dikicht der Sprache* in Händen wird deutlich, welch zu tiefst ahistorische Haltung dies ist. Und ebenso läßt sich aus den beiden Bänden die Gewißheit ziehen, daß eine Handvoll Regulationsneurotiker der »psychosomatischen Genese des Sprechens und der Wortentstehung« (Joachim F. Danckwart, S. 15) dauerhaft keine Zügel anlegen können. »Noch«, schreibt Jean Paul über Adelungs Vorschlag, Gemütsstellung statt Stimmung zu sagen, »liegt das Wort bei ihm und wird nicht gangbar. Ich schlage es den Komikern zur Nutzung und Verbreitung vor [...]« (S. 156) Ein Blick in die gedruckten Medien genügt, um zu wissen, welch hohe Zahl von Komikern in unseren angeblich so bierernsten deutschen Landen leben.

Eveline Passet

Leserbrief

Anmerkung zum Leserbrief von Elisabeth Edl (*Übersetzen* 1/07) zur Kritik an Klaus Reicherts Übersetzung der Sonette Shakespeares von Christa Schuenke in *Übersetzen* 2/06

In ihrem Leserbrief in *Übersetzen* 1/07 wirft Elisabeth Edl der in der vorigen Nummer als Kritikerin der Reichertschen Übersetzung der Shakespeare-Sonette auftretenden Christa Schuenke vor, sie habe »ihre eigene Position (...) nämlich als Übersetzerin, die das gleiche Buch nach anderen Prämissen übersetzt hat« sträflicherweise nicht offen gelegt. »Solidarität unter Kollegen ist ein großes Wort – zuweilen reicht ein wenig Anstand« – so endet Elisabeth Edl ihren Leserbrief.

Ich lege Wert auf die Feststellung, die Kollegin Schuenke persönlich nicht zu kennen und möchte sie mit darum wohl umso größerer Berechtigung gegen diese »Kritik der Kritik« in Schutz nehmen. Auch auf eigene Gefahr muss ich sagen: Solidarität kann nicht

heißen, unter Kollegen keine harte, sachlich begründete Kritik vorbringen zu dürfen. Mangelnden Anstand kann ich hierin nicht erkennen. Dass Christa Schuenke selbst Übersetzerin ist, dürfte wohl jedem Mitglied des VdÜ bekannt sein, dass sie eine eigene Übersetzung der Shakespeare-Sonette veröffentlicht hat, wusste ich nicht, spielt für mich (auch beim Wieder-) Lesen ihrer Rezension allerdings keine Rolle, da sie ihre Einwände aus Klaus Reicherts eigenen Aussagen und deren Einlösung (oder Nicht-Einlösung) in seiner Prosaübersetzung der Sonette begründet. Die eigene Übersetzungserfahrung macht ihre Kritik zumindest kenntnisreich. Dass Christa Schuenke keinen Vergleich mit der eigenen Übersetzung bestimmter Stellen vornimmt – der dann menschlich quasi zwangsläufig, darin hat Kollegin Edl recht, zu Ungunsten Reicherts ausfallen müsste –, ehrt sie meines Erachtens vielmehr. Anders als in manchen Äußerungen Schuenkes zu eigenem Wandeln und Wirken konnte ich in ihrer Kritik jedenfalls keine Eitelkeit entdecken, sprich: deren Komplementär, die ihre Kritikerin ihr vorzuwerfen scheint: ungerechte und selbstverliebte Häme. Zu viel Empfindlichkeit schadet der Diskussion und dem Fortschritt in Übersetzungsfragen. Gegen boshafte Häme hätte auch ich Kollegen Reichert in Schutz genommen, harte Kritik muss er – zumal mit reichlich breiten Schultern begabt – schon aushalten.

Rainer Kersten

Neues aus dem Cyberspace

Wolf Harrant

Dauulood und Guuglerei

Zeno ist online

Seit Jahren erschließt Directmedia (www.directmedia.de) umfangreiche Text- und Bildgegenstände digital. Daraus ist ein riesiges Textarchiv entstanden, aus dessen Beständen nun die größte Volltextbibliothek in deutscher Sprache kostenfrei ins Netz gestellt wurde. In Anlehnung an den historischen Zenodot von Ephesus, der 284 v.Chr. als erster Bibliothekar die Bibliothek von Alexandra das Wissen der damaligen Welt verwaltete, nennt Directmedia das Projekt www.zeno.org

Youtube entzaubern

Millionen Audio- und Videodokumente erwarten uns auf dem weltgrößten Internet-Sammelsurium-Portal www.youtube.com Dort gibt es nichts, was es nicht gibt. Ein Klick, und schon kann man sich das Filmchen in einem kleinen Fenster anschauen oder dem Ton lauschen. Will man einen solchen Schatz aber speichern, ist das nicht vorgesehen. Abhilfe schafft unter anderem (und als eines der besten Programme seiner Art) die Freeware von www.xilisoft.com Kaum gestartet, erscheint am rechten oberen Bildrand ein transparenter Pfeil. Die URL (also die Adresse der

gewünschten Youtube-Datei) rüberziehen, und schon startet der flinke Runterlader; das geht schneller als das Direkt-Betrachten der Datei. Auch für die Wiedergabe ist gesorgt, und der richtige Dateiname wurde sinnigerweise gleich mitgeladen. Leider verwendet aber Youtube ein eigenes Abspielsystem, das FLV. Wieder kein Problem. Bei www.smallvideosoftware.com gibt es FreeFLV, mit dem man jede flv-Datei in so gut wie alle allgemein brauchbaren Formate wandeln kann.

Google kann mehr als Suchen

Mit Googles »Web Office« kann man Dokumente (Text und Tabellen) erstellen und bearbeiten, und dies direkt im Webbrowser; daher empfiehlt sich ein anonymer Einstieg, der keine Spuren hinterlässt (Zur Erinnerung: www.browzar.com).

Man benötigt lediglich ein Benutzerkonto und muss sich dafür unter <http://docs.google.com> registrieren. Daraufhin kann man sich von überall in der Welt, ob daheim, im Internet-Café oder im Hotelzimmer einloggen. Der Zugang erfolgt von der Google-Startseite über das Anklicken der Offerte »Mehr«.

Das Hauptmenü von »Text & Tabellen« enthält links oben den Punkt »Neu«, über den Textdokumente, Tabellen und Präsentationen erstellt werden können. Abgespeichert wird über »Hochladen« – entweder das Dokument vom eigenen Rechner oder eine anderswo im Web gespeicherte Datei (z.B. eine der eigenen Homepage) ins »Google Office«. Natürlich ist auch ein Abspeichern auf den eigenen Rechner möglich, bei Textdokumenten in den Formaten html, rtf, doc, odt, pdf und txt. Das Programm ist eine deutlich abgespeckte Word-Variante, die aber einigen Zusatznutzen bietet. So kann man über »Bearbeiten«, »Einfügen« und »Überarbeitungen« alle wesentlichen Aufgaben erledigen sowie über »Freigeben« in Echtzeit zur Bearbeitung durch andere Benutzer frei schalten. (E-Mail-Adresse/n eingeben und entscheiden, ob der Empfänger das Dokument nur lesen oder auch bearbeiten darf.) Einziger Nachteil: Die Darstellung des Textflusses lässt zu wünschen übrig.

Die Tabellen-Kalkulation ähnelt Excel, enthält (im Menü »Mehr«) einen eigenen Reiter für »Formeln« und gestattet die Umwandlung von Tabelleninhalten in grafische Schaubilder. Nützlich ist das über den Reiter »Diskutieren« zu öffnende Chat-Fenster: Mehrere Betrachter können hier ihre Meinung über die darge-

stellten Inhalte äußern. Auch dieses Teilprogramm hat leider einen Schönheitsfehler: Ändert man mit einem Mausclick die Zeilenhöhe, kann nicht mehr auf das Ausgangsformat zurückgekehrt werden, und die Eingabe numerischer Werte ist fortan blockiert.

Neu ist das Teilprogramm für Präsentationen. Hier kann man zwar Powerpoint-Dateien importieren und bearbeiten, die via Google produzierten Diaschauen sind aber nicht PP-kompatibel, sondern werden als komprimiertes html-Dokument abgespeichert. Zur Wahl stehen fünfzehn Designs, die jeweils für die gesamte Schau verwendet werden müssen. Bilder können hochgeladen und eingefügt werden, Töne und Videos sind nicht vorgesehen. Das Ergebnis kann mehreren Empfängern live vorgeführt oder über »Veröffentlichungen« als eigene Webadresse gespeichert werden.

Bei dieser Gelegenheit: Google bietet in seinem Streben zur Allmacht auch eine ganze Reihe weiterer Dienste an: »Blogger« für das Online-Tagebuch, »Google Mail« mit einer Reserve-Adresse und 2,8GB Speicher gratis, »Groups« zum Erstellen von Mailinglisten und Diskussionsgruppen (das ist ein nützlich Ding für kollegiale Kooperationen!), »Kalender« für die Terminorganisation, »Picasa« als externes Fotoalbum, »Talk« für PC-Telefonie und, nun ja, auch »Übersetzen« als Beweis, dass nicht einmal Google in diesem Bereich was Vernünftiges schafft.

Stolpern über die eigenen Spuren...

Möchten Sie wissen, wo überall Sie zuletzt im Netz gestöbert haben und welche Spuren Sie dabei hinterließen? <http://www.stumbleupon.com> ist – ähnlich wie Googles neues »Dice« eine Kombination aus Stichwortsuche und Zufallsgenerator. Mittlerweile lassen sich bereits fast drei Millionen Menschen »ungezielt« auf Heimatseiten oder Videos führen, die sie interessieren könnten. Der Algorhythmus von Stumble analysiert Ihr Surf-Verhalten und zieht daraus Schlüsse auf das weltweite Webangebot.

Diesen Beitrag ([daunlood.rtf](#)) und alle anderen der Serie finden Sie zum Abholen bei <http://members.eunet.at/harranth>: Im »Schutzraum« als Kenn- und Passwort jeweils user eingeben.

*Emotionen und konkrete Vorschläge an:
harranth@eunet.at*

Übersetzen (ehemals »Der Übersetzer«) erscheint vierteljährlich.

Einzelpreis € 7.-, Jahresabo € 20.- incl. Versandkosten innerhalb Europas.

Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. (VdÜ) in Zusammenarbeit mit der Bundessparte Übersetzer des VS in ver.di, Potsdamer Platz 10, 10785 Berlin.

Bankverbindung: SEB AG Bank Berlin, Konto 1619848500, BLZ 100 10 111.

Redaktion: Kathrin Razum, Hans-Thoma-Str. 5, 69121 Heidelberg (verantwortlich);

Maike Dörries, Stresemannstr. 19, 68165 Mannheim (Abonnements); Regina Peeters.

Layout: Christoph Morlok. Druck: ver.di Hausdruckerei Landesbezirk Baden-Württemberg

Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe.